

Der diesjährige Ökonomie-Nobelpreis geht an den Norweger Finn E. Kydland, 60, und den Amerikaner Edward C. Prescott, 63, für ihre Arbeiten zur dynamischen Makroökonomie. Prof. Harald Uhlig von der Berliner Humboldt-Universität erläutert, was die beiden zur Zeitkonsistenz der Wirtschaftspolitik und zu den treibenden Kräften der Konjunkturbewegungen zu sagen haben.

## Ökonomie-Nobelpreis 2004

# Kydland und Prescott: Die dynamische Makro

Ich gehöre zu den Leuten, die sich noch gut an die Diskussionen Anfang der siebziger Jahre erinnern. Damals ging es um die Frage, was besser sei: fünf Prozent Inflation oder fünf Prozent Arbeitslosigkeit? Heute wären wir für fünf Prozent Arbeitslosigkeit dankbar, damals war das viel zu viel. Und irgendwie erschienen fünf Prozent Inflation besser – so dachte auch die Politik. Wenige Jahre später höhnte dann die Opposition: „Jetzt haben wir beides!“ „Stagflation“ hieß das Wort, das die Misere beschrieb: Stagnation und Inflation zugleich. Wie konnte das geschehen?

Denn laut Phillips-Kurve ist hohe Arbeitslosigkeit mit niedriger Inflation gepaart und umgekehrt. Es schien also nur natürlich, dass sich Politiker darauf beriefen. Doch das ging schief, denn man muss die Beweggründe der Menschen kennen, bevor man weiß, wie sie auf eine Politik-Änderung reagieren. Die statistische Beobachtung allein reicht nicht aus. Robert E. Lucas, der das 1976 sagte, erhielt für seine „Lucas-Kritik“ 1995 den Nobelpreis.

Was sind nun diese Beweggründe? Stellen Sie sich vor, Sie sind Gewerkschaftsboss und befinden sich in zähen Lohnverhandlungen mit den Arbeitgebern. Die Arbeiter sollen sich nächstes Jahr mit ihrem Lohn ein bisschen mehr leisten können. Sie verlangen zwei Prozent mehr Lohn. Was aber, wenn die Inflation ebenfalls zwei Prozent beträgt? Dann haben die Arbeiter zwar zwei Prozent mehr Geld im Portemonnaie, mehr Brot kommt jedoch nicht auf den Tisch, denn das ist ebenfalls zwei Prozent teurer geworden. Als Gewerkschaftsboss sollten Sie sich also genau überlegen, wie hoch die Inflation nächstes Jahr sein wird.

In weiser Erwartung künftiger Inflationsraten haben Sie nun mühsam zwei Prozent herausgeschlagen,

mehr leider nicht. Doch plötzlich beträgt die Inflation im nächsten Jahr fünf statt der erwarteten zwei Prozent! Was bedeutet, dass die Unternehmen ihre Waren für mehr Geld verkaufen als gedacht. Es gibt Überstunden und Neueinstellungen, die Arbeitslosigkeit sinkt, doch die Arbeitnehmer können sich weniger für ihren Lohn leisten als erhofft. Genau das ist die Phillips-Kurve: höhere Inflation, weniger Arbeitslosigkeit.

Stellen Sie sich nun vor, die Geldpolitik hätte sich von vornherein für fünf Prozent Inflation entschieden. Dann hätten Sie gleich eine Lohnerhöhung von fünf Prozent durchge-



**Finn E. Kydland:**  
Wie glaubwürdig ...

setzt. Und was wäre mit der Arbeitslosigkeit? Nichts. Nur die Inflation ist höher. Stagflation. Das geht hier ebenso schief wie Anfang der siebziger Jahre.

Da Sie sich nun mit Lohnverhandlungen auskennen, werden Sie zum Zentralbankchef ernannt. Jetzt geht es nicht mehr um Lohnerhöhungen, sondern auch um die Senkung der Arbeitslosigkeit bei allenfalls moderater Inflation. Allerdings wäre bei, sagen wir, zehn Prozent Inflation Ihre Schmerzgrenze erreicht.

Was tun? Wie wäre es damit: Sie verkünden, dass es nächstes Jahr zwei Prozent Inflation gibt oder sogar etwas weniger. Sie hoffen, man glaubt Ihnen das. Die Gewerkschaften handeln zwei Prozent Lohnerhöhung aus. Und dann – große Überraschung – kurbeln Sie die Inflation auf, sagen wir, fünf Prozent hoch. Und voilà: Sie erreichen Ihr Ziel.

Tatsächlich? Dummerweise wissen die alten Kumpel aus der Gewerkschaft alles über Sie. Die durchschauen Sie deshalb ebenso, wie es die Arbeitgeber tun. Versprechen kann man nämlich viel. Doch haben Sie auch einen Anreiz, sich daran zu halten? Eben. Wenn also nach zwei Prozent Lohnerhöhung fünf Prozent Inflation folgen, sollten die neuen Gewerkschaftsbesse dann nicht gleich fünf Prozent verlangen? Nein, denn dann werden Sie als Zentralbankchef vielleicht acht Prozent Inflation erzeugen. Wann das aufhört? Wenn Ihre Schmerzgrenze bei der Inflation erreicht ist, also bei zehn Prozent. Doch an der Arbeitslosigkeit ändert sich dadurch nichts.

Schlecht. Denn hätten Sie sich wirklich glaubhaft dafür entschieden, nur zwei Prozent Inflation zu erzeugen, und hätten Sie alle überzeugen können, dass Sie sich daran halten würden, dann hätte das zwar auch nichts an der Arbeitslosigkeit geändert. Doch Sie hätten dann nur zwei statt zehn Prozent Inflation gehabt.

Genau das ist die wesentliche Einsicht des ersten Papiers von Kydland und Prescott (1977): Regeln (hier: zwei Prozent Inflation, egal was kommt) sind besser als „Discretion“. Wobei man das nicht mit „Diskretion“, sondern mit „Gutdünken“ übersetzen sollte, also: schau'n mer mal. Getreu dem Motto: Wenn uns die Wirtschaftslage nicht passt, kurbeln wir die Inflation ein wenig an oder zaubern ein anderes Kaninchen aus dem Hut. Doch da das jeder weiß und sich vorher

entsprechend entscheidet, ändert sich an der Wirtschaftslage nichts. Nur, dass die Inflation höher ist.

Wirtschaftspolitik sollte bestimmten Regeln folgen und nicht dem Gutdünken. Gute Wirtschaftspolitik ist also langweilig, da vorhersagbar und zuverlässig. Diese Einsicht hat allerdings Konsequenzen. Da viele Politiker in Zeiten wirtschaftlicher Probleme gern nach einer lockeren Geldpolitik rufen, ist es besser, sie unabhängigen Institutionen mit langweiligen, konservativen und inflationsbesorgten Zentralbankern zu überlassen wie denen der Europäischen Zentralbank (EZB). Die ohne Kydland, Prescott und etwa Ken Rogoff anders wäre.

Doch diese Idee gilt nicht nur in der Geldpolitik. Denn Politikern fällt es generell schwer, Versprechen einzuhalten. Wie war das noch mit dem Stabilitätspakt und den drei Prozent Defizit, Herr Eichel? Man darf auch nicht einfach versprechen, dass die Unternehmer ihre Gewinne behalten dürfen, wenn sie fleißig investieren. Man muss sicherstellen, dass dies auch wirklich so ist. Denn der Anreiz, es hinterher den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben, ist enorm. Doch wenn das die Unternehmer schon vorher ahnen, hilft es den Armen überhaupt nichts. Man sollte auch nicht Wirtschaftsunternehmen aus der Patsche helfen, die sich selbst in diese Misere gebracht haben. Denn dann ändert sich das Risiko- und Investitionsverhalten. Etwa nach dem Motto: Geht's gut, behalten wir alles, geht's daneben, bezahlt Vater Staat. Doch das macht alles nur noch schlimmer. Und irgendwie ist das ja auch offensichtlich. Aber wie oft bei guten Ideen versteht es anfangs keiner, bis dann jeder sagt: Klar, dass das so ist.

Volkswirte brauchen also Modelle der Gesamtwirtschaft, in die die Motive der handelnden Menschen einfließen, und die nicht nur auf statistischen Zusammenhängen beruhen. Nur so lassen sich Politikfolgen abschätzen. Das ist das von Robert E. Lucas jr. ausgerichtete Programm.

**G**enau hier haben Kydland und Prescott 1982 ihren zweiten bahnbrechenden Beitrag geleistet. Bis dahin dachte man nämlich, in wirtschaftlich schwierigen Zeiten fehle es an ausreichender Nachfrage. Also: Wird weniger Brot gekauft, braucht man weniger Bäcker. Aber wenn dem so wäre, müssten die verbleibenden Bäcker eigentlich produktiver sein. Denn der Ofen und die

Backbleche sind ja noch da. Ein einzelner Bäcker sollte also in einer Stunde mehr als halb so viele Brote backen wie zwei Bäcker, die sich nur im Wege stehen. Doch das Gegenteil ist der Fall: Die Produktivität ist in der Rezession niedriger und nicht etwa höher. Wieso?

Hier erwies sich eine andere Einsicht als hilfreich. So behaupten die Medien ja manchmal, es gehe uns schlechter als früher. Doch das stimmt nicht. Zumindest nicht auf lange Sicht. Denn vor 100 Jahren besaßen die Menschen im Schnitt nur etwa ein Siebtel dessen, was sie heute haben. Wer das nicht glaubt, möge einmal Mexiko oder Ägypten besuchen. Woher der Wohlstand kommt? Vom technischen Fortschritt — ganz klar.

Robert M. Solow entwickelte deshalb ein Wachstumsmodell, bei dem



**Edward C. Prescott:  
... ist die Wirtschaftspolitik?**

der technische Fortschritt der Wachstumsmotor ist, und für das er 1987 den Nobelpreis erhielt. Kydland und Prescott haben es weiterentwickelt und untersucht, wie sich leichte Schwankungen des technischen Fortschritts auswirken. Ist die Entwicklung rasanter, wird zusätzlich investiert, gearbeitet und konsumiert: Ein Boom entsteht. Da der technische Fortschritt vor allem der Produktivitätssteigerung dient, lohnt es sich, härter zu arbeiten und mehr zu investieren. Kydland und Prescott zeigten, dass man dieses Modell mit vorhandenen Daten „kalibrieren“ kann. Was zu Schwankungen makroökonomischer Größen wie Brutto-sozialprodukt, Gesamtkonsum, Gesamtarbeitsstunden etc. führt. Sie stimmen gut mit den Beobachtungen überein und lassen sich auf überraschende Schwankungen beim technischen Fortschritt zurückführen.

Damit sind nicht Nachfragerücken Ursache von Konjunkturschwankungen, es sind die Unwägbarkeiten des technischen Fortschritts! Mehr noch: Ist dieser mal etwas langsam, mal etwas schnell, insgesamt aber unbeeinflussbar, sollte man nicht die Konjunkturbewegungen glätten. Denn Rezessionen sind Zeiten, in denen sich Arbeit einfach nicht so lohnt wie in Boomzeiten, da die Produktivität nicht so hoch ist. Konjunkturschwankungen sind also optimale Reaktionen auf Schwankungen des technischen Fortschritts.

**O**bwohl sich diese Schlussfolgerung aus dem Modell ergibt, ist sie vielen Ökonomen zu radikal. Weshalb sie auch Ausgangspunkt harscher Kritik an Kydland und Prescott war. Inzwischen gibt es jedoch neuere Varianten, die auf dem Kydland-Prescott-Modell und ihren Methoden aufbauen. Diese „dynamischen stochastischen allgemeinen Gleichgewichtsmodelle“ erlauben es, neben den Schwankungen des technischen Fortschritts weitere Störgrößen zu berücksichtigen, einschließlich Marktversagen, Nachfragerücken, Steueränderungen und Fehlallokationen aufgrund rigider Preise. Damit können Verteilungsaspekte ebenso berücksichtigt werden wie Fragen des Außenhandels oder der Arbeitsmarktdynamik.

Heute gehört die Kydland-Prescott-Methode wie selbstverständlich zur modernen Makroökonomie. Sie ermöglicht das systematische Verständnis schwieriger dynamischer gesamtwirtschaftlicher Zusammenhänge. Sie ersetzt nicht nur ältere Modelle und Methoden, sondern ist auch im Begriff, die Wirtschaftspolitik zu verändern. So haben Smets und Wouters 2003 ein Modell aufgestellt, das der EZB hilft, geldpolitische Maßnahmen zu analysieren. Die Finanz- und Wirtschaftsministerien und eine Reihe von Wirtschaftsforschungsinstituten sind allerdings noch nicht so weit. Warum es so lange dauert? Vielleicht liegt es daran, dass sich viele wirtschaftspolitische Diskussionen noch nicht einmal der alten Analysemethoden bedienen, sondern der Intuition vertrauen. Manchmal liegt man damit richtig, manchmal falsch. Was — angesichts dieser wichtigen Fragen — nicht zuverlässig genug ist. Kydland und Prescott haben uns die Werkzeuge zur Verfügung gestellt, volkswirtschaftliche Zusammenhänge systematisch zu verstehen. Es wird künftig darum gehen, sie auch einzusetzen und den Entscheidungsträgern fundierte Hilfe zu geben.

Womit ich bei zwei Anekdoten angekommen bin. Prescott, der staatlichen Eingriffen in die Wirtschaft eher skeptisch gegenübersteht, hat einmal eine Analyse, die diese rechtfertigte, als „Brathähnchen-Papier“ bezeichnet, da sie folgender Art von Argumentation entsprechen würde. Erste Annahme: Haushalte essen gern Brathähnchen. Zweite Annahme: Nur die Regierung kann sie produzieren. Schlussfolgerung: Die Regierung muss Brathähnchen produzieren. Wie Prescott meint, sei die freie Wirtschaft jedoch durchaus in der Lage, Brathähnchen zu produzieren. Eine geniale Einsicht, so lächerlich das Ganze zunächst klingen mag. Wer genau hinschaut, wird viele solcher „Brathähnchen-Argumentationen“ finden.

Die zweite Anekdote betrifft die Vorlesungen, die ich bei ihm gehört habe. Die schlechtesten, die ich je erlebt hatte. Er sprang häufig von einem Thema zum anderen, schrieb Stichworte oder Formeln an die Tafel, nur um kurz darauf erneut das Thema zu wechseln. Oder er drehte sich plötzlich um und fragte: „Was ist eine Firma?“ Dann ging es völlig unvermittelt um einen wissenschaftlichen Durchbruch, den Kollegen gerade erzielt hatten. Ich war ziemlich enttäuscht.

In meinem dritten Doktorandenjahr besuchte ich seine Vorlesungen noch einmal. Er sprang von einem Thema zum anderen, schrieb Stichworte oder Formeln an die Tafel, nur um kurz darauf erneut das Thema zu wechseln. Doch diesmal war es die beste Vorlesung, die ich je gehört hatte. Denn ich begriff, dass ich einem Genie beim Denken zuhörte und zusah. Hier ging es nicht um Lehrbuchwissen, sondern um einen kreativen und forschenden Geist „in action“. Etwas, was nicht nur exzellente Forschung, sondern auch eine exzellente Universität ausmacht.

**K**ydlands und Prescotts Einsichten haben Makroökonomie und Wirtschaftspolitik nachhaltig verändert und tun dies immer noch. Sie sind wissenschaftliche Begründungen für die Unabhängigkeit der EZB und beeinflussen so unser tägliches Leben. Und zwar mehr, als mancher vermutet. Doch warum das Geld für den Nobelpreis noch auszahlen? Ist das nicht eine enorme Geldverschwendung? Würde es nicht ausreichen, der nächsten Generation von Forschern einfach schöne Preise zu versprechen, um sie zur Arbeit anzuregen? Nun, der aufmerksame Leser kennt die Antwort bereits.